

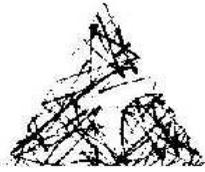


ISSN: 1860-7691

post

September /
Oktober 06

Magazin der Hessischen AIDS-Hilfen
und der Hannöverschen AIDS-Hilfe



**Hannöversche
AIDS-Hilfe e.V.**
Lange Laube 14
(Eingang Stiftstr.)
30159 Hannover
Tel.: 0511.360696-0
Fax: 0511.36069666

eMail: info@hannover.aidshilfe.de

Homepage: www.hannover.aidshilfe.de

Öffnungszeiten:

Montags	10.00-12.00 Uhr
Dienstags	10.00-19.00 Uhr
Mittwochs	10.00-16.00 Uhr
Donnerstags	12.00-16.00 Uhr

Anonyme Beratung: Tel.: 0700-44533 511
(Analog zu Bürozeiten)

Offene Tür: Dienstags, 16.00-19.00 Uhr

Kondomverkauf Dienstag, 16.00-19.00 Uhr

Spendenkonto

Nord/LB Kto. 777 888 BLZ 250 500 00. Die
H.A.H. e.V. ist als gemeinnützig und beson-
ders förderungswürdig anerkannt.

Gruppen in der HAH

Afrikaids Niedersachsen, 1 x im Monat,
nach Absprache, HAH, Kontakt: Tel: 0162-
2172497

Angehörigengruppe 1 x Monat, Montags
18.00–19.30 h, Kontakt: Günter Hosbach,
Tel: (0511) 360696-21

Offenes Frauencafé, 14-tägig, Montags, ab
16.00 h, HAH, Kontakt: Barbara Krzizok,
Tel: (0511) 360696-19

Mutter Kind Gruppe 1x im Monat, Treff-
punkt und Ort nach Absprache, Kontakt: Bar-
bara Krzizok Tel: (0511) 360696-19

Substituiertengruppe Mittwochs, 11.00-
13.00 h, HAH, Kontakt: Günter Hosbach,
Tel: (0511) 360696-21

Kegelgruppe 1 x Monat, Donnerstags 16.45
h-20.00 h, Kontakt: HAH, Tel: (0511)
360696-0

Safer Sex Team 14-tägig, Donnerstags,
19.30 h, HAH, Kontakt: Michael Steinbre-
cher, Tel: (0511) 360696-15

Externe Gruppen in der HAH

**Anonyme Alkoholiker (lesbisch-bisex-
schwul)**, jeden Dienstag, 19.30 h - 21.30h

Leine-Spatz-Gebärde (les.-schw. Gehör-
losenverein) Kontakt: Bürgerschule,
Schaufelderstr. 30, 30167 Hannover, Tel/
Fax: (0511) 2280199 Treffen jeden 4. Sams-
tag ab 15:00 in der H.A.H.

Impressum

Herausgeber: AIDS-Hilfe Offenbach e.
V. in Cooperation mit der Hannöverschen
AIDS-Hilfe e.V.

Postanschrift:

posT – AIDS-Hilfe Offenbach e.V.
Frankfurter Str.48; 63065 Offenbach

eMail:

kalle.ohnemus@offenbach.aidshilfe.de

Redaktion: Bernd Aretz (ba), Karl-Heinz
Ohnemus (kho) Erscheinungsweise:
zweimonatlich, ViSPG: Karl-Heinz
Ohnemus. Fotos, soweit nicht anders
angegeben: Bernd Aretz

Beiträge von: Bernd Aretz, Dr. Michael
Bochow, Prof. Martin Dannecker, Britta
Heinz, Günter Hosbach, „Marlene“,
Jacqueline Moschkau, Karl-Heinz
Ohnemus, Michael Steinbrecher, Ernie
Reinhardt

Titelbild: Hannover-Ausgabe: Maschsee;
Hessen-Ausgabe: Marburg

Wir bedanken uns bei allen Rechte-
Inhabern und Interview-Partnern, die uns
ihre Texte und Bilder kostenlos zur
Verfügung stellten.

Druck: Druckhaus Marburg GmbH

Auflagenhöhe: 2000, September 2006

ISSN 1860-7691

**Inserate sind uns willkommen. Eine
Anzeigenpreisliste senden wir Ihnen auf
Wunsch gerne zu.**

Achtung: Neue Redaktionsanschrift der
postT

AIDS-Hilfe Offenbach e.V.

Frankfurter Str.48; 63065 Offenbach

druckhaus marburg

Digitaler Offsetdruck im Clean-Energy-Printing

Flyer PROSPEKTE

Bücher

Kalender

POSTER

Im Rudert B 35048 Marburg

06421 9503-0 06421 9503-33

eMail: info@druckhaus-marburg.de www.druckhaus-marburg.de

Liebe Leserinnen und Leser!

wundern Sie Sich bitte nicht, wenn Sie in Zukunft unsere Zeitschrift in Hannover mit einem anderen Umschlag finden als im Hessenland, aber mit identischem Innenteil. Ab dieser Ausgabe ist es ein Gemeinschaftsprojekt der Hannöverschen und der Hessischen Aids-Hilfen mit Redaktionssitz in Offenbach. Das Redaktionsteam, bestehend aus Karl-Heinz Ohnemus und Bernd Aretz ist auch räumlich enger zusammengerückt, ohne die lokalen Verbundenheiten zu vernachlässigen.

Inhalt

Interview „Lilo Wanders“	2
von Bernd Aretz.....	2
Bundesweites Treffen der Gehörlosen Schwulen	6
Gedenkort für verstorbene DrogengebraucherInnen.....	7
Party-Drogen.....	11
Abschied von Aids.....	12
von Prof. Dr. Martin Dannecker.....	12
Hier geht es um das Leben	18
Die post sprach mit Britta Heinz, der Leiterin des Lighthouse Hannover.....	18
Kurt Höll ist tot.....	21
Leitbild der hessischen AIDS-Hilfen.....	22
Am Offenbacher Redaktionstisch.....	25
Kommunikation ist ihre Berufung.....	26
Marlene – Eine Sex - Arbeiterin erzählt	26
Die zauberhaften Männer aus dem Morgenland.....	29
Interview mit Dr. Michael Bochow... ..	29

Martin Dannecker denkt in dieser Ausgabe über den „Abschied von Aids“ nach, wir versuchen mit einem Bericht aus dem Lighthouse Hannover zu zeigen, was dann bleibt. Natürlich geht es wieder um Sexualität, Marlene, ein Escort aus der Schweiz, erzählt von ihrem Beruf, Michael Bochow gab uns ein Interview zu den Schwierigkeiten des Umgangs zwischen den Kulturen. Die „Sextante“ Lilo Wanders zeigte uns, dass sie sehr viel mehr Facetten hat, als in ihrer Sendung Wa(h)re Liebe zu sehen waren. Wir haben in Braunschweig ihr Programm „Die Mythomanin“ erlebt und empfehlen dringlich, sich ihre Auftritte nicht entgehen zu lassen. Witzig, nachdenklich und unterhaltsam. Aus Marburg gibt es Berichtenswertes zur Trauerkultur bei DrogengebraucherInnen. Die Aidshilfe hat unter

www.marburg.aidshilfe.de/gedenken einen virtuellen Friedhof eröffnet. In Frankfurt wurde in einer Gemeinschaftsaktion von J.E.S., den Akzeptierenden Eltern und der Aids-Hilfe eine Gedenkplatte für die Drogentoten in der Taunusanlage enthüllt. Die hessischen Aids-Hilfen haben in einem längeren intensiven Prozess den Entwurf für ihr Leitbild erstellt. Wir stellen es ihnen vor.

Aus Platzgründen mussten wir manches in die nächste Ausgabe verschieben. In ihr wird es den Schwerpunkt Migration geben.

Unser Dank gilt wie immer unseren Gesprächspartnerinnen und Autoren, die ihre Zeit und ihre Beiträge kostenfrei zur Verfügung gestellt haben. Wir wünschen eine anregende Lektüre und freuen uns über Rückmeldungen.

Ihr Redaktionsteam



Interview „Lilo Wanders“

von Bernd Aretz

Wenn ihn die Verkäuferin im kleinen Dorf im Alten Land an der Niederelbe fragt, ob sie die bestellten Bücher als Geschenk einpacken soll, verblüfft er sie mit der Antwort „Nein, ich lese noch selber.“ Das ist eine seiner Leidenschaften.

Ernie Reinhardt, Jahrgang 1955, ist Nachtmensch und an den Abenden zu Hause zwischen den Engagements putzt er die Bücher nur so weg. Älteren Schwulen ist der Schauspieler und Kleinkünstler noch von der „Familie Schmidt“ bekannt, mit der er durch die Universitätsstädte tingelte und aus der später das „Schmidt-

Theater“ auf der Hamburger Reeperbahn hervorging. Dem breiten Publikum ist er als Lilo Wanders bekannt. Zunächst als Parodie auf Evelyn Künnecke für Schmidts Mitternachtsshow entworfen, machte Lilo Wanders zehn Jahre für VOX die Sendung Wa(h)re Liebe. Der schwule Familienvater hat sich sein alter Ego als Warenzeichen schützen lassen. Wir sprachen mit Ernie Reinhardt über Lilo Wanders, sein gesellschaftliches Engagement und sein aktuelles und das kommende Programm.

„Ein Wanders ist der Abstand von einem bis zum nächsten Fettnäpf-

chen“ haben Kollegen über ihn behauptet. Er korrigiert „Von Fettbade-
wanne bis Fettbadewanne.“ Er
nimmt kein Blatt vor den Mund. Sich
in Talkshows zur Wehr zu setzen,
wenn Fragen zu persönlich werden,
eine Runde auch einmal unter Protest
zu verlassen, gehört zu seinen Erfah-
rungen. Distanzlosigkeiten mag er
nicht. Sein privates Leben ist ge-
schützt. Es reicht, was er von sich in
der Figur der heterosexuellen Frau
Lilo Wanders von sich preisgibt.
Home-Stories kommen für ihn nicht
in Frage. In der direkten Begegnung
kann er sehr offen sein, aber es muss
ja nicht alles in der Zeitung stehen.
Er war richtig böse, als ihn eine
Journalistin fragte, ob er denn Weih-
nachten im langen Abendkleid vor
dem Baum zubringe. „Wer so doof
ist, zu meinen, dass ich mit der Fe-
derboa am Herd stehe und die Eier
brate, mit dem brauche ich eigentlich
nicht weiter zu reden.“ Er ist ein
Mann, kein Transvestit oder
Transsexueller. In die Schublade
transgender gehört er nicht. Wie
andere den Blaumann zum arbeiten
anziehen, verwandelt er sich in die
Bühnenfigur. Das dauert anderthalb
Stunden. Er zitiert Proust: „Manch-
mal erzähle ich Geschichten einer
Person namens ich, die nicht ich ist“.
Über Schauspielerbiografien sagt er:
„Die Hälfte ist erfunden und der Rest
ist ausgedacht.“ So gesehen ist die
Autobiografie von Lilo Wanders
„Tja, meine Lieben - eine Diva plau-
dert sich um Kopf und Kragen“
vielleicht ehrlicher. Die biografi-

schen Details von Lilo Wanders mö-
gen sich zwar von denen Ernie
Reinhardts unterscheiden. Aber die
Figur mit ihren Stimmungen, Enttä-
schungen Katastrophen, Freund-
schaften und Erfolgen ist eine
Facette von ihm. Lilo Wanders hat
sich verändert, von einer ersten Büh-
nenfassung über die schrille Figur in
Schmidts Mitternachtsshow zur ehr-
lichen Frau, die wir aus „Wa(h)re
Liebe“ kennen.



„Lilo Wanders ist ein Surfen auf
der Behauptung, hier steht ein realer
Mensch, eine Frau mit viel Lebens-
erfahrung.“ Zu ihr gehört auch das
Interesse an anderen Menschen und
ihren Obsessionen.

Als die „Sextante“ Lilo Wanders
konnte er zeigen, dass die Welt bun-
ter ist, als die katholische Moral-
theologie meint. „Das ist ja ent-
lastend, wenn man sieht, ich bin
nicht das einzige Ferkel. Ich habe

immer die Fahne hochgehalten und gesagt, eine freiere Sexualität führt auch zur freieren Gesellschaft.“ Die Frage, ob er sich in der Tradition des Sexualaufklärers der sechziger und siebziger Jahre Oswald Kolle sieht, verneint er. Wa(h)re Liebe sei keine Aufklärungs- sondern eine Unterhaltungssendung gewesen. „Aber selbstverständlich haben wir auch versucht aufzuklären.“ Zu viele seiner Freunde und Kollegen sind an Aids erkrankt oder gestorben. „Außerhalb monogamer Beziehungen, in denen der Immunstatus geklärt ist, gibt es keine Alternative zu safer Sex“. Ihn erschreckt wie



wenig gerade junge Leute von den Risiken der Sexualität wissen. Die vielen ungewollten Schwangerschaften junger Mädchen sprechen da eine ebenso deutliche Sprache wie die HIV-Infektionszahlen. Ehemänner, deren Interessen auf Fernreisen nicht der Kultur oder den Sehenswürdigkeiten gelten, infizieren hinterher immer noch ihre nichts ahnenden Ehefrauen. Deswegen hat er sich in seiner Sendung bemüht, nicht nur die Bandbreite von Sexualität zu zeigen, zu ermutigen, eigene

Wünsche zu entdecken und ihnen eine Sprache zu geben, die Bilder von Normalität anzukratzen, sondern er hat auch immer wieder Sexual- und Gesundheitsaufklärung betrieben. Sexuelle Freizügigkeit und Respekt vor dem anderen und Schutz vor Verletzungen und Erkrankungen schließen sich nicht aus sondern sollten immer zusammengehören. Deswegen wünscht er sich bei der Aufklärung klare Botschaften und eine einfache Sprache. Natürlich hat er Verständnis dafür, dass Menschen an ihren Vorsätzen immer mal wieder scheitern, sei es die Liebe und der Wunsch nach Verschmelzung, sei es der Alkohol, sei es die Unfähigkeit zu sprechen. Da ist dann die sehr personalkommunikative und aufwändige Beratung gefragt. Das Leben mit HIV ist kein Zuckerschlecken. Die Nebenwirkungen der Therapien können grausam sein, denn trotz aller Veränderungen ist Aids eine schwere nicht heilbare Erkrankung. Das sollte immer wieder deutlich gemacht werden. Und deswegen unterstützt er gerne die Aids-Hilfen. Deren Arbeit findet er wichtig. „Wir haben als Künstler da Verantwortung und müssen unsere Möglichkeiten nutzen, zu helfen. Bei den Veranstaltungen, an denen ich beteiligt war – früher auch mit Unterstützung meiner Fernsehredaktion – sind Hunderttausende Mark und Euros zusammen gekommen. Das geht von Wien bis Stralsund.“ Und es macht ihm Spaß. Hinter der Bühne ist es häufig wie bei kleinen Familien-

treffen. Die Künstlerinnen und Künstler jedweden Geschlechtes kennen sich. Tim Fischer hat er von den ersten Anfängen begleitet und gefördert. Von einem Abend in der Berliner Kreuzkirche zusammen mit Terry Truck, Georgette Dee und Claus Vincon gibt es eine wunderbare CD, der man anhört, dass sie alle gerne zusammenarbeiten und sich engagieren. Das funkelt richtig. Die Menschen von den Aids-Hilfen schätzt er. Das ehrenamtliche Engagement von Bernd Weste, der für die große Gala der Hannöverschen Aids-Hilfe nicht nur viel Zeit sondern auch Herzblut investiert, findet er ganz besonders bemerkenswert. Daraus entwickeln sich im Laufe der Jahre auch Freundschaften. Aber das ist beileibe nicht der einzige Bereich für den er sich engagiert. Das geht von der örtlichen Feuerwehr über die Bürgerinitiative gegen einen Autobahnbau bis hin zu einem Projekt, das ihm ganz besonders am Herzen liegt, die Hamburger Einrichtung SUBway, die Drogenkranken beisteht. Für die fehlt ja oft das Verständnis. Wenn man aber einmal näher in die Biografien schaut, kommt man schnell zu anderen Einschätzungen. Allemal, wenn man bedenkt, was sich hinter zugezogenen Gardinen und unter den Bettdecken so genannter gutbürgerlicher Wohnstuben alles abspielt. Da ist Überheblichkeit gegenüber Menschen, die aus den genormten Rastern herausfallen völlig fehl am Platz. Böse wird er, wenn es um

Rechtsradikale geht. „Es ist ein Skandal, dass die Polizei bei einem Spiel von St. Pauli mit verschränkten Armen zuschaute, wie Fans einer Gastmannschaft Hakenkreuzfahnen auf der Tribüne ausrollten.“ Sport ist eigentlich nicht seine Sache, aber St. Pauli mit seinem schwulen Präsidenten Corny Littmann vom Schmidt-Theater und seine Fans sind anders. Das ist Lebensart. Als für ein Benefiz in Freiburg der dortige Verein Fußballdevotionalien und Eintrittskarten spendete, wussten die schwulen und lesbischen Besucher der Veranstaltung wenig damit anzufangen. Kosmetika wären vielleicht die bessere Wahl gewesen. Seine eigenen Versuche im Sportstudio hat er nach ein paar Monaten aufgegeben. „Ich merkte, dass meine Titten verschwanden. Die brauche ich für meinen Beruf.“ Lilo Wanders ist eine Marke und die will gepflegt sein. Wir von der Redaktion finden es schade, dass dies ein wenig den Blick dafür verstellt, dass Ernie Reinhardt ein Multitalent ist, zu dem zwar auch die „Sextante“ gehört, daneben aber auch der schreibende und singende hochsensible Schauspieler und Künstler.

Wenn es nur nach der Lust ginge, würde er ja gerne noch mehr für seine sozialen Projekte machen, aber auch der Lebensunterhalt will verdient sein. Und da tourt er im Augenblick mit der „Mythomanin“ durch die Republik. Der Titel ist vielleicht ein wenig hochschwellig, das sollte unsere Leser und Leser-

innen aber keinesfalls davon abhalten, einen sehr vergnügten Abend über Evelyn Künnecke zu erleben, mit Erzählungen und Chansons von und über eine große Unterhaltungskünstlerin, die uns von Beginn der Republik bis ins 21. Jahrhundert begleitet hat. Man muss sich sputen, denn das nächste Programm „Sex ist ihr Hobby“ ist schon in Vorbereitung. Kontakt, Termine, Hinweise, Kritiken zum laufenden Programm unter www.agentur-charis.de (ba)

Tournéedaten Lilo Wanders

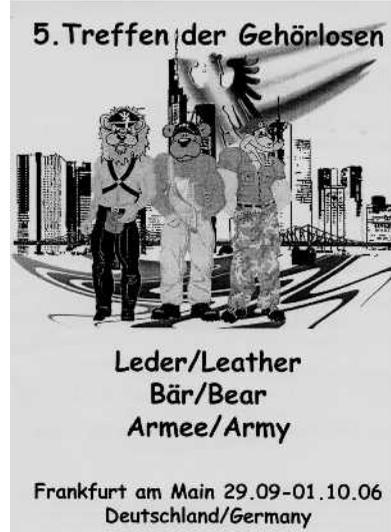


25. 08. 06 Hamburg, Late Show im SCHMIDT-Theater „Sex ist ihr Hobby“ # **2. 9. 06** Straßenfest **Berlin** Schöneberg # **8.9. /**

9. 9. 06 Lutterbek bei Kiel: „Sex ist ihr Hobby“ # **14. 9. / 15. 9. 06 Hannover,** Uhu Theater # **22. 9. 06 Hamburg,** Late Show im SCHMIDT-Theater „Sex ist ihr Hobby“ # **25. 06. 06 Greifswald,** Ausstellungseröffnung "Traffic" # **30. 9. /1.10. 06 Bremen,** Junges Theater „Sex ist ihr Hobby“ # **2. - 4. 10. 06 Berlin** Quatsch Comedy Club Ausschnitte aus "Sex ist ihr Hobby" # **8. 10. 2006 Konstanz** K 9 „Sex ist ihr Hobby“ # **12. 10. 2006 Bahnhof Fischbach** am Bodensee „Sex ist ihr Hobby“ # **13. 10. 06 München** „Sex ist ihr Hobby“ # **14. 10. 06 Fürth** Comödie „Die Mythomanin“ # **20.**

10. 06 Würzburg, „Sex ist ihr Hobby“ # **21. / 22. 10. 06 Passau,** „Sex ist ihr Hobby“

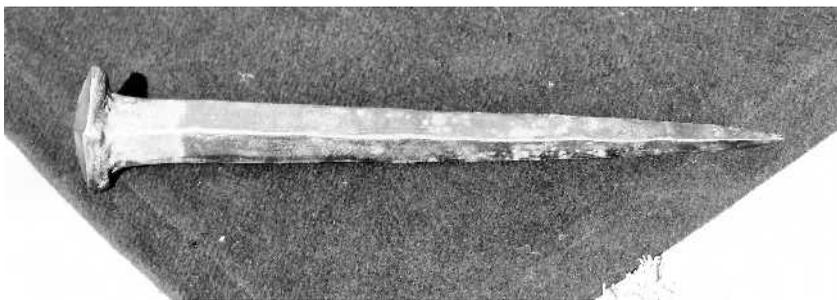
Bundesweites Treffen der Gehörlosen Schwulen



Zum fünften bundesweiten Treffen der gehörlosen Schwulen lädt das lesbischschwule Kulturhaus LSKH in Frankfurt am Main in der Klingerstraße 6 vom 29.09. - 01.10.2006 ein.

Bei der Gala am Samstagabend (30.09; Einlass ab 17.00 Uhr, Beginn: 18.00 Uhr) werden die Gehörlosen Schwulen ihren Mister Leather, Mister Bär und Mister Army wählen. Bewerbungen und Anmeldung bis zum 16.09.2006. Info und Kontakt über:

eMail: peppebear@hotmail.de;
Fax: +49 941 / 942 88 54 (kho)



Gedenkorte für verstorbene DrogengebraucherInnen

Drogentote werden in unserer Republik häufig ohne Trauerfeier verbrannt und die Urnen fernab der Heimat nach Tagesangebot zu Niedrigpreisen anonym bestattet. Sonja, 33, Sozialpädagogin erzählt von einer Trauerfeier für einen der Nutzer des Safeway, des Kontaktcafes der Aids-Hilfe Marburg. „Da fand ausnahmsweise mal eine Beisetzung statt, an der auch die Freundinnen und Freunde teilnahmen. Ein Pfarrer fand sich bereit, eine kleine Ansprache unter freiem Himmel zu halten, weil niemand die Trauerhalle bezahlen konnte. Es wurde ganz deutlich, dass auch die Drogen gebrauchende Szene Orte zum Ausdruck ihrer Trauer sucht. Häufig erfahren sie ja nicht von Bestattungen, von manchen Familien wird dem sozialen Umfeld die Teilnahme verwehrt.“. Die Suchterkrankung des Kindes wird dann ja offenbar und insgeheim gibt man der Szene und nicht der verfehlten Drogenpolitik die Schuld am Tod des Kindes. In den Kontaktcafes, in den Szenen ist dies immer wieder Gesprächsthema,

so auch im Safeway, das als niedrigschwellige Tagesanlaufstelle betrieben wird. Dort treffen sich Drogengebraucherinnen und Drogengebraucher zum Frühstück und zum Cafe, spielen und plaudern, haben die Möglichkeit zu duschen und ihre Wäsche zu waschen und mit dem MitarbeiterInnen zu reden. Da kann es um Schwierigkeiten mit den Behörden gehen, medizinische Fragen, Spritzentausch, oder halt auch die persönlichen Sorgen und Nöte. Immer wieder ist die Wut über den respektlosen Umgang mit den Drogentoten Thema. So entstand die Idee, wenigstens durch einen virtuellen Friedhof Menschen vor dem Vergessen zu bewahren. Am nationalen Drogengedenktag, an dem bundesweit Aktionen von J.E.S., den Akzeptierenden Eltern und der Drogenhilfeeinrichtungen stattfinden, hat die Aids-Hilfe Marburg auf Ihrer Homepage eine Seite eingerichtet, auf der an Menschen erinnert werden kann:

www.marburg.aidshilfe.de/gedenken.

Unter dieser Adresse kann jeder Einträge zur Erinnerung an Drogentote machen, kleine Texte oder Bilder einstellen. Diese Möglichkeit ist örtlich nicht begrenzt. Die Einträge können auch anonym vorgenommen werden. Anstößige Einträge werden allerdings entfernt. Die dauerhafte Finanzierung ist noch nicht geklärt. Da wird ein Sponsor gesucht. Zur Zeit finanziert der Verein das Ganze, weil es auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein persönliches Anliegen ist, für die eigene Trauer einen Ort zu haben.



In Frankfurt wurde zur gleichen Zeit eine bronzene Gedenkplatte im Lesegarten der Taunusanlage enthüllt, an dem Ort, von dem 1992 die Junkies vertrieben wurden. In der Feierstunde sprach Heidrun Behle vom Bundesverband der Eltern und Angehörigen für akzeptierende Drogenarbeit nicht nur über ihre Trauer sondern forderte eine humane Drogenpolitik. „Wir können es uns nicht leisten, unkritisch und passiv zu sein.

Wir können nicht den Tod und das Elend unserer Kinder und Angehörigen in Demut hinnehmen.“ Ihre Forderung nach kontrollierter Heroingabe als Regelversorgung an Schwerstabhängige wurde von der Gesundheitsdezernentin Manuela Rottmann aufgegriffen und politische Unterstützung zugesagt. Die Begleitforschung zur Heroinstudie lässt keinen anderen Schluss zu. Die gesundheitliche Situation der Teilnehmer hat sich deutlich verbessert, manch einem wurde der Weg in einen Entzug geebnet, die Beschaffungskriminalität fiel bei den Teilnehmern fort. „Die Gedenkplatte zeigt den Riss durchs Leben. Drogenabhängige werden als minderwertig angesehen, obwohl sie es nicht sind. In der öffentlichen Wahrnehmung geht ein Riss durch die Gesellschaft. Die Gesunden gucken abfällig auf die Kranken, verleugnen sogar deren Existenz. Ich wollte die Bruchstelle zwischen Schein und Sein zeigen“, erklärte Frank Dillmann, der Designer, der die Platte entworfen hat. Über die Schwierigkeiten und die Chancen im Umgang sprach Bernd Aretz.

Louisa schrie meinen Freund an: „Das darfst Du nicht! Wach auf.“ Da hatte die italienische Mama nun wochenlang auf der Frankfurter Aids-Station, für ihn und die Freunde abends Pasta gekocht, Salate gezaubert und er starb ganz einfach, machte sich davon. Schon wieder zerbrö-

selte ihr eine Familie. Ihre eigenen Kinder hatte sie schon an das Jugendamt verloren, war immer tiefer in die Heroin- und Alkoholabhängigkeit gerutscht. beides finanziert über den Drogenstrich. Als ich ihr auf der Station 68 das erste Mal begegnete, wirkte sie verwahrlost, verbittert, aggressiv. Substituiert in der Schicksalsgemeinschaft des Sommers 1996 lebte sie in unserer Runde auf. Meine Freundin Barbara versorgte sie mit Kleidern und Kosmetika, die Freundeskreise der Patienten mit den Zutaten für die abendlichen Schlemmereien unserer Tafelrunde auf dem Flur. Und Louisa nahm Anteil an den Geschicken der anderen. Zwischendurch hatte sie mal schlechte Tage und wir wussten: Louisa hat Schmerzen, wir müssen behutsam mit ihr umgehen.

Manchmal tauchten auch Patienten auf, deren Sozialverhalten völlig gestört war. Sie rissen nächtens aus, um sich mit Stoff zu versorgen. Sie beklaute ihre Mitpatienten und erzwangen, das Stationszimmer abzuschließen. Die Gier vertrug sich schlecht mit unserem Bedürfnis nach einer ruhigen, fast familiären Atmosphäre in unserer Notgemeinschaft. Da waren dann auch unsere befreundeten Junkies erleichtert, wenn die Störenfriede entlassen wurden. Denn dann konnten wir uns



wieder dem Alltag hingeben. Zum Beispiel Hermann. Er saß - an beiden Beinen amputiert - im Rollstuhl auf dem Flur. Er brauchte die Gemeinschaft, die ernsthaften Gespräche. Er frühstückte immer auf dem Flur, mitten im Leben und immer bereit zu einem kleinen Plausch. Er wurde von den ehrenamtlichen Helferinnen und Mitpatienten mit Zigaretten und Zeitungen versorgt. Seine Frau verdrückte leider auch sein Taschengeld. Aber er verstand es, kannte er doch ihre Not. Seine Frau zu verlassen kam für ihn nicht in Frage. Er liebte sie, litt mit ihr. Sie hatten eine gemeinsame Geschichte. Hermann hatte immer ein offenes Ohr für die Ängste der Mitpatienten. Das Leben am Rande des Todes war ihm nicht fremd.

Mit zur Runde gehörten schwule Männer und heterosexuelle Frauen. Es wurde über Tod und Teufel gesprochen. Unter anderem über die Frage, wohin mit der Trauer? Unsere Freunde starben wie die Fliegen. Herzen und Sterne für die Gestorbenen wurden an die Tür geklebt, ein Buch ausgelegt, in das die Patienten und regelmäßigen Besucher des Hauses ihre Gedanken eintragen konnten. Da schimmerten gebrochene Lebensläufe durch. Missbrauch und Gewalt in den

Elternhäusern, entwürdigende Erfahrungen mit Polizei und Justiz, Respektlosigkeit gegenüber Menschen, denen aus welchen Gründen auch immer ein bürgerlicher Lebenslauf verwehrt war. Man konnte von Vertreibung aus dem öffentlichen Raum lesen und von der Kälte im Umgang mit den Toten. Das Buch war für manch einen Toten, der einzige Ort, an dem an ihn erinnert wurde. Sie waren zuvor ohne Trauerfeier verbrannt und auf den billigeren Friedhofsdeponien des Ostens anonym entsorgt worden. Den Gefährten des Sommers dürfte es genau so ergangen sein.



Es war aber auch zu lesen von der Suche nach erfüllenden Erfahrungen, Rausch und Leidenschaft. Es berichteten Menschen, die anderes brauchten als Besitz und Gewinnstreben. Es wurde berichtet von der Suche nach existentiellen Erfahrungen im Hören von Musik, im Sehen von Farbe, im Erleben von Nähe und Sexualität, von Sinnlichkeit. Das warf mich auf die Frage zurück, ob mein Leben mit einem zehnstündigen Tag im Büro und der ständigen Anpassung an das

jeweilige soziale Umfeld wirklich alles sein kann.

Dieser Sommer hat mich verändert. Er hat den Blick dafür geschärft, dass Glück sich für jeden anders buchstabiert. Es steht niemandem an, das zu bewerten. In dem, was ich vorher als störend und verstörend wahrgenommen habe, habe ich Wege des Lebens entdeckt, die nicht meine sind. Ich lernte aber, sie zu respektieren. Dieser Sommer hat mir die Befangenheit genommen, einfach in Kontakt zu treten, und zu sehen, dass mein Gegenüber ein Mensch ist mit dem gleichen Wunsch und Recht sein Leben nach seinen Vorstellungen zu bewältigen. Und ich habe gelernt, dass die Community der Drogengebraucherinnen zwar ein mir fremdes, aber schützenswertes Gemeinwesen darstellt. Ein Blick in die Kunst von Hieronymus Bosch bis zu Jörg Immendorff zeigt, dass sie der Gesellschaft einiges zu geben hat. Da passen die Kategorien von krank und gesund nicht so recht. Denn auch dies stellt sich mit allen psychischen Notwendigkeiten für jeden anders dar. Gesundheit und schadstoffarmes Leben ist nicht das Ziel unseres Daseins. Die Sehnsucht nach Rausch, spirituellen Erfahrungen ist tief im Menschen verwurzelt. Der Preis, der dafür zu zahlen ist, hängt natürlich davon ab, unter welchen Bedingungen der Einzelne sich auf die Suche nach Glück begeben kann. Hier ist die Gesellschaft verpflichtet, Bedingungen zu schaffen, die dem Einzelnen ermöglichen seine indivi-

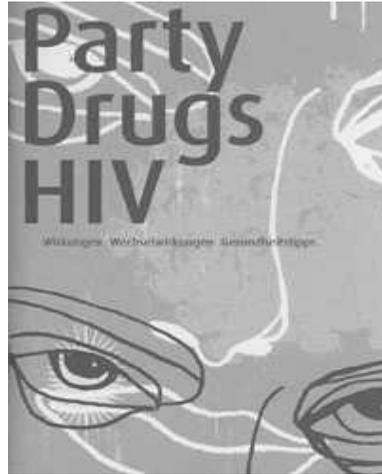
duellen gesundheitsfördernden Ressourcen zu nutzen. Respekt, so wie er heute hier den Toten einer verfehlten Drogenpolitik bezeugt wird, ist ein erster Schritt.

Statt der Platte wäre es mir allerdings lieber, ich könnte den Menschen, an die sie erinnert, noch begegnen. So bleibt mir nur, den ein oder anderen zu betrauern und dafür endlich einen Ort zu haben. (ba)

Party-Drogen

Speziell für positive Drogenkonsumenten konzipiert aber auch für die Allgemeinbevölkerung geeignet und sehr empfehlenswert ist die Broschüre Party Drugs HIV von Jens Ahrens und Holger Sweers, die neu bei der Deutschen Aidshilfe im DIN A6 Format erschienen ist. Positive Drogenkonsumenten haben ein erhöhtes Gesundheitsrisiko, wenn sie zugleich mit den antiretroviralen, gegen HIV gerichteten Medikamenten auch Drogen einnehmen. Die Party Drugs Broschüre beabsichtigt, diese gesundheitlichen Risiken zu senken, indem sie über die gängigen, meist illegalen Drogen und deren Wechselwirkungen mit HIV – Medikamenten sachlich aufklärt und informiert.

Die Broschüre mit den schönen Illustrationen von Anna Mars stellt die einzelnen Drogen vor, informiert über deren Wirkungen und Nebenwirkungen und zeigt die Wechselwirkungen und Risiken mit den antiretroviralen Medikamenten auf. Egal ob Alkohol, Cannabis, Ecstasy,



Speed, Ketamin, Methadon oder Poppers, um nur einige der aufgelisteten Drogen zu nennen, zu jeder der vorgestellten Drogen gibt es ausführliche Gesundheits-Tipps, die Safer-Use-Regeln. Vor dem Abhängigkeitspotential der einzelnen Drogen und den Langzeitfolgen des Drogenkonsums wird ausdrücklich gewarnt.

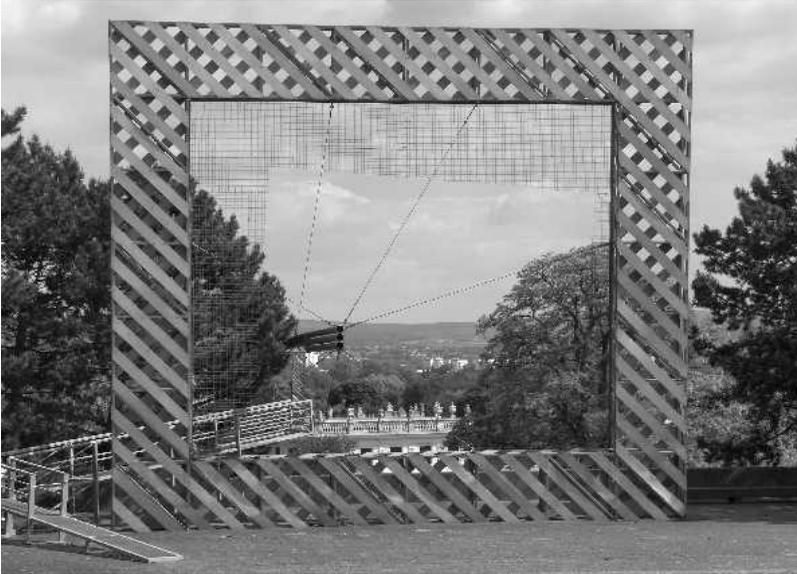
Party Drugs HIV Wirkungen Wechselwirkungen Gesundheitstipps Deutsche Aids-Hilfe, Juli 2006 (kho)

**Neue Universitäts-Apotheke
zum Schwan**

A. -R. Herboth
Universitätsstraße 41
35037 Marburg

Tel.: (0 64 21) 2 20 66
Fax: (0 64 21) 2 71 59

Wir danken unserer Anzeigenkundin!



Abschied von Aids

von Prof. Dr. Martin Dannecker

Die zentrale Veranstaltung der Frankfurter AIDS-Hilfe zum Welt-Aids-Tag fand im vergangenen Jahr unter dem Motto "Visionen" statt. In seiner auf dieser Veranstaltung am 1. Dezember 2005 in der Frankfurter Paulskirche gehaltenen Rede geht Martin Dannecker auf dieses Motto ein. Im Zentrum seiner Rede steht jedoch die Auseinandersetzung mit den öffentlichen Reaktionen auf den kurz vor dem Welt-Aids-Tag vom Robert-Koch-Institut (RKI) gemeldeten Anstieg der Neuinfektionen unter homosexuellen Männern. Wir stellen die kontrovers aufgenommene Rede hier zur Debatte.

Zeitschrift für Sexuallforschung - Die Redaktion

Offen gestanden mag ich das Wort, unter dem die heutige Veranstaltung steht, nicht sehr. Das hängt damit zusammen, dass das, was als Vision vorgetragen wird, zumeist als gut gemeinte Phrase daherkommt. Visionen halten den schlechten materiellen und gesellschaftlichen Verhältnissen das Bild einer besseren Welt entgegen. Darin besteht ihre Faszination. Aber Visionen sagen in der Regel nichts dazu, wie die schlechten materiellen und gesellschaftlichen Verhältnisse, auf die sie antworten und von denen sie zutiefst abhängig sind, überwunden werden können. Und darin besteht die Täuschung der Visionen.

Lassen Sie mich die Probe aufs Exempel für eine solche Täuschung an einem der schönen Motti machen, die sich die Welt-Aids-Konferenz zu geben pflegt. 1996, auf der Konferenz in Vancouver, lautete das Motto bekanntlich "One World. One Hope". Dieses Motto, so erläuterten die Veranstalter, reflektiere die Tatsache, dass HIV und Aids ein globales Problem sei, das alle Länder betreffe. Das ist zwar wahr, aber es ist doch eine schlechte Abstraktion. Denn HIV und Aids betrifft die Länder quantitativ auf so unterschiedliche Weise, dass die quantitative Differenz in eine qualitative Differenz umschlägt. Gleichzeitig sollte dieses Motto, so führen die Veranstalter fort, dazu einladen, optimistisch zu sein und auf die eher hoffnungsvollen Trends (womit die damals gerade eingeführte antiretrovirale Therapie gemeint war) zu setzen. In der Tat, die antiretroviralen Medikamente haben die in sie gesetzten Versprechungen gehalten, global betrachtet freilich nur für einen verschwindend kleinen Teil der HIV-Infizierten. Die ganz auf die Medikamente bauende Hoffnung ist insofern eine Täuschung, als sie von den gesellschaftlichen Verhältnissen abstrahiert, die es verhindern, dass diese Medikamente für alle HIV-Infizierten auf der ganzen Welt zugänglich sind. Angesichts der gerade wieder veröffentlichten Zahlen über die Verbreitung von Aids und die katastrophal hohe Zahl der im vergangenen Jahr an Aids Gestorbenen besteht auch nicht der geringste

Grund für Optimismus, und die Hoffnung ist einem tiefen Pessimismus gewichen. Vom Pessimismus aber möchten die allemal mit der Hoffnung paktierenden Visionen, die den schlechten Verhältnissen eine schöne Melodie vorsingen, nichts wissen. Visionen werde ich dann auch keine vortragen. Stattdessen werde ich über einiges sprechen, was bei uns immer noch oder schon wieder der Fall ist.



Inzwischen lässt sich für die westlichen Industrieländer sagen, dass eine HIV-Infektion nicht mehr gleichbedeutend mit Aids ist. Man kann eine HIV-Infektion haben, aber man muss nicht unbedingt, vor allem nicht in absehbarer Zeit, auch Aids bekommen. Mehr noch, die antiretroviralen Medikamente können auch dazu verhelfen, ein medizinisch definiertes Aids in eine HIV-Infektion zurückzuverwan-

deln, einfach deswegen, weil durch die Behandlung die Aids definierenden Symptome zum Verschwinden gebracht werden können. Aids ist zwar auch hierzulande für jeden HIV-Infizierten weiterhin eine latente Bedrohung, weil die Möglichkeit, als HIV-Infizierter eines Tages doch an Aids zu erkranken, nicht völlig ausgeschlossen werden kann. Gleichwohl ist hierzulande für HIV-Infizierte der Gedanke nicht abwegig, auf unabsehbare Zeit "nur" HIV-infiziert zu bleiben. Diese nur für die westlichen Industrieländer geltende Umschreibung von Aids nimmt auch in der Rede von der HIV-Infektion als chronischer Krankheit Gestalt an.

Wenn Sie so möchten, haben die gesellschaftlichen Verhältnisse in den westlichen Industrieländern im Verein mit der medizinischen Kunst zu einer Situation geführt, die es ermöglicht, dass wir uns individuell und kollektiv von Aids verabschieden können. Überraschenderweise wird das aber von vielen nur halbherzig nachvollzogen. So wird Aids in seiner alten Bedeutung immer dann in Stellung gebracht, wenn es darum geht, der offenkundigen Erosion der HIV-Prävention Einhalt zu gebieten. So auch in jüngster Zeit als Reaktion auf den vom Robert-Koch-Institut (RKI) gemeldeten Anstieg der Neuinfektionen unter homosexuellen Männern. Besonders befremdlich fand ich einen Kommentar dazu, den mein Freund Jan Feddersen in der "taz" publizierte. In diesem Text wimmelt es nicht nur von falschen und gefährlichen

Bildern. In ihm wird auch mit eigentlich überwunden geglaubten Zwangsvorstellungen hantiert. Feddersen bedient sich, ganz so, als ob Aids die alte, mit dem Tod zusammengeschnittene Bedeutung nicht längst verloren hätte, unverhohlen einer Rhetorik des Todes, was schon der Titel seines Kommentars erkennen lässt, der lautet: "Der Tod ist keine Bagatelle". Insinuiert wird damit und durch andere Stellen, dass diejenigen, die sich in jüngster Zeit infiziert haben, bewusst mit dem Tod spielten, ihn gleichsam in Kauf nähmen. Kein Wort davon, dass der sogenannte Safer Sex real und in der Fantasie mit Einschränkungen einhergeht. Und kein Wort davon, dass die weitaus überwiegende Mehrheit der Risikokontakte auf ein partielles bzw. situatives Scheitern der individuellen Präventionsabsichten zurückgeht. Wie andere auch skandalisiert Feddersen das *barbacking*, indem er es als letzten Schrei, also als eine von homosexuellen Männern bereitwillig akzeptierte Mode bezeichnet. Dabei ist gerade das Auftauchen des *barbacking* in der schwulen Subkultur ein deutliches Zeichen der Krise der HIV-Prävention und zugleich eine in Szene gesetzte Benennung der mit dem "Safer Sex" einhergehenden Einschränkungen.

Am Schluss seines Textes wartet Feddersen gleichsam mit einer negativen Vision auf und fragt mit un-

gezügelter Drohgebärde, wie die Politik mit dem Phänomen der Neuinfektionen künftig umgehen wird. Wörtlich heißt es dazu: "Möglich, dass Neuinfizierte in der Solidargemeinschaft 'mitgeschleppt' werden - möglich allerdings auch, dass man bei Nachweis des Besuchs von riskanten Orten auf die Bezahlung der Medikamente verzichten möchte. Der Tod ist keine Bagatelle: Schwule Männer können das wissen - auch beim Sex."

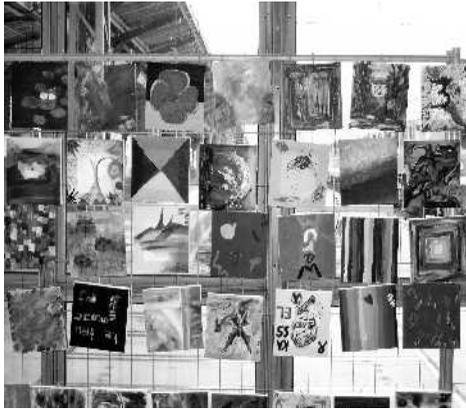
Sieht man einmal darüber hinweg, dass bei uns nicht mehr der Tod, sondern die Gesunderhaltung das Gravitationszentrum der HIV-präventiven Anstrengungen der Menschen ist, was man allerdings nicht tun sollte, weil man dann die zunehmend eingegangenen Risiken nicht begreift, und fragt sich stattdessen nach dem diesen Vorstellungen zugrunde liegenden Präventionskonzept, dann wird ein Umschlagen der Prävention von einer Hilfe zum adäquaten Handeln in einen Zwang zum als adäquat angesehenen Handeln erkennbar. Human ist die Prävention dann, wenn sie sich als ein Mittel zum Zweck der Verhütung von Leiden begreift. Ihre humane Orientierung büßt die Prävention ein, wenn sie zu einer Diktatur der Gesundheit und damit einhergehender normativer Vorstellungen von einer angemessenen sexuellen Lebensführung wird. Wer, wenn nicht eine noch einzurichtende Gesundheitspolizei, sollte den Nachweis führen, dass ein neu infizierter homosexueller Mann "riskante Orte" besucht hat? Und wer soll eigentlich darüber bestimmen,

was riskante Orte sind? Eine diktatorische HIV-Prävention müsste auch die Liebe als einen riskanten Ort erklären, weil sich Risiken nicht nur an bestimmten Orten der schwulen Subkultur, sondern auch in Beziehungen konstituieren.



Nicht nur Jan Feddersen, auch andere richten ihren Blick einseitig auf die zunehmenden Neuinfektionen unter homosexuellen Männern und erwecken dadurch den Anschein, als ob die Erosion der HIV-Prävention nicht ein allgemeines, sowohl für Heterosexuelle als auch für Homosexuelle zu konstatierendes Problem wäre. Auch Heterosexuelle haben ungeschützte sexuelle Kontakte und auch Heterosexuelle infizieren sich mit dem HI-Virus. Dass sich hierzu-lande absolut und relativ gesehen mehr homosexuelle Männer als heterosexuelle Frauen und Männer in-

fizieren, hat vor allem mit der von Anbeginn an höheren HIV-Prävalenz unter den Homosexuellen zu tun und nicht mit einer spezifischen Psychopathologie der Homosexuellen oder mit dem



homosexuellen Selbsthass, wie neuerdings wieder gemutmaßt wird. Nicht dass die Debatte über die Gründe für die zunehmenden Neuinfektionen unter homosexuellen Männern nicht geführt werden müsste. Man sollte dabei aber nicht zur Projektion der auch unter Heterosexuellen verbreiteten Präventionsschwierigkeiten auf Homosexuelle einladen, was immer dann geschieht, wenn die Schwierigkeiten, sich nach der Logik der Aids-Prävention zu verhalten, ausschließlich am Beispiel homosexueller Männer thematisiert werden. Einhellig wurden die gestiegenen Neuinfektionen als besorgniserregend bezeichnet. Dabei wäre es, ausgehend von den veränderten Verhältnissen, eigentlich angemessener von überraschend günstigen Infektionszahlen zu sprechen.

Angesichts solcher Merkwürdigkeiten ist zu fragen, warum es vielen so schwer fällt, die HIV-Infektion als das zu akzeptieren, was sie bei uns inzwischen ist, nämlich eine schwere Krankheit wie andere schwere Krank-

heiten auch. Und warum wird gerade jetzt, wo die Bedingung der Möglichkeit, sie als das zu nehmen, günstiger als zuvor sind, wieder und wieder mit so schwerem Geschütz wie dem Tod auf-

gewartet? Und warum wird ständig so getan, als ob die häufigeren ungeschützten sexuellen Kontakte ein Zeichen für zunehmenden Leichtsinn wären? Und warum wird den Neuinfizierten vorgehalten, dass sie sich so hätten verhalten sollen, als ob eine HIV-Infektion noch das wäre, was sie nicht mehr ist? Eine Erklärung für dieses Beharren auf der alten Bedeutung von Aids liegt in der eng mit den Erfolgen der Kombinationstherapien zusammenhängenden Krise der Prävention. Eine andere Erklärung ist, dass es vielen im Aids-Bereich Tätigen schwer fällt, von der Bedeutung verleihenden alten Bedeutung von Aids Abschied zu nehmen. Nicht nur Aids hat sich banalisiert. Das banalisierte Aids banalisiert auch die HIV-Infizierten und alle, die professionell mit Aids zu tun haben. Und nicht wenige wünschen sich ganz gegen ihre bewusste Absicht etwas von der alten schrecklichen Bedeutung von Aids zurück, weil

diese Türen öffnete und auf paradoxe Weise Rang verliehen hat.

Die Rhetorik des Todes fungiert ganz offenbar als Abwehr der Angst vor der sich aus dem Schatten von Aids entfernenden Sexualität, und das sowohl individuell als auch kollektiv. Die Umschreibung der HIV-Infektion hat auch bewirkt, dass die vorher ganz unter das Zeichen von Aids gestellte Sexualität wieder freier geworden ist und stärker als zuvor ihre Eigendynamik entfaltet. Das führt nolens volens zu häufigeren Risikokontakten und in der Folge auch zu zunehmenden In-



fektionen. Es geht jetzt beim sexuellen Handeln vermehrt darum, das HIV-Risiko auf ein individuell akzeptables Maß zu reduzieren, und zugleich darum, die mit der Risikominimierung einhergehende Einschränkung der Sexualität auf einen individuell akzeptablen Grad zu bringen. Dass der an Leibfeindlichkeit grenzende Umgang mit der Sexualität während des Höhepunkts der Aids-Krise, der immer auch eine Distanzierung vom sexuellen Körper des Anderen eingeschlossen hat, worunter besonders die HIV-Infizierten

zu leiden hatten, einer wieder größeren sexuellen und das meint immer auch emotionalen Nähe gewichen ist, sollte als positiv angesehen werden und nicht als Ausdruck eines um sich greifenden, die Infektionsrisiken völlig negierenden Leichtsinns. Zu einem solchen Leichtsinns wird es, solange die HIV-Infektion in der Welt ist und mit relevanten Einschränkungen der Lebensqualität einhergeht, nicht kommen. Gleichwohl sind HIV-Neuinfektionen nicht vermeidbar und sie werden, da der sexuelle Sinn bei uns wieder leichter gestimmt ist, wahrscheinlich auch zunehmen. Wer glaubt, Neuinfektionen seien bei entsprechenden Anstrengungen auf jeden Fall zu vermeiden, spricht den Menschen ihre immer auch konflikthafte Seele einschließlich ihrer genuin konflikthafte Sexualität ab. Beide orientieren sich nicht durchgängig an dem, was unter präventionslogischen Gesichtspunkten als wünschenswert und rational bezeichnet wird. Weil das so ist, sollten wir auch freundlicher, vor allem aber solidarischer auf die Neuinfizierten blicken, als das derzeit der Fall ist.

Erstveröffentlicht in: © Dannecker, Martin: Abschied von Aids, in: Zeitschrift für Sexualforschung Heft 1, März 2006; Seite 63 – 67, Georg Thieme Verlag, Stuttgart, ISSN 0932-8114

Wir danken für die Wiederabdruckgenehmigung!



Hier geht es um das Leben

Die posT sprach mit Britta Heinz, der Leiterin des Lighthouse Hannover

Der Raum ist hell durchflutet. Eine große Küche geht über in den Wohnbereich. Ein einladender Esstisch, eine Ecke zum Malen und Basteln, eine riesige Sitzlandschaft, laden zum gemeinsamen Wohnen und Leben ein. Bunt gemischt ist die Truppe, die sich im Lighthouse der Hannöverschen Aids-Hilfe zusammengefunden hat. Frauen und Männer, Heteros und Schwule, Substituierte und Menschen ohne größere Drogen-Erfahrung. Sie eint, dass sie alle mit dem HI-Virus infiziert sind und wegen der unterschiedlichsten körperlichen oder seelischen Einschränkungen nicht mehr allein leben können. Sie brauchen ein professionell helfendes Umfeld. Für Altenpflegeeinrichtungen sind sie zu jung, teilweise zu lebendig, kreativ und zu individuell. In den Biografien hat es Brüche und heftige Verletzungen gegeben. Manche müssen lernen, anderen Menschen wieder zu vertrauen, Konflikte offen

auszutragen, die Differenz zum Lebenslauf des Nachbarn oder der Nachbarin zu respektieren und wertzuschätzen. Für manche gibt es hier zum ersten Mal im Leben die Chance, Gemeinschaft angstfrei zu erleben. Und das für Menschen, die in anderen Einrichtungen, kaum eine Chance hätten, aufgenommen zu werden, erst recht keine, Ihre Persönlichkeit zu entfalten und weiterzuentwickeln. Im Lighthouse gibt es eine funktionierende Wohngemeinschaft. Sie hat sich einvernehmlich auf rauchfreie Gemeinschaftsräume verständigt. Wenn jemand über Nacht wegbleiben will, soll er die anderen vorher informieren, damit sie sich keine Sorgen machen müssen. Der große Raum ist der Ort, an dem sich das Leben mischt, den jeder mehrfach am Tag betritt. Hier findet das Leben statt, hier wird das zusammengeschmiedet, was auf den

ersten Blick scheinbar nicht so passt. Die post sprach mit Britta Heinz, der Leitung des Hauses.

Auf die Frage nach den Anfängen ihrer Arbeit erzählt sie u. a. von Journalisten auf der Suche nach dem Elend, der Dramatik, dem Tod und den Hardcorebiografien. Und darum geht es doch nicht. Nach zwanzig Jahren Aids-Hilfe Arbeit - sie ist bei dem Verein seit 16 Jahren - geht es doch heute darum, den Menschen langfristig beizustehen, jedenfalls in ihrem Bereich. Natürlich sind manche Bewohnerinnen und Bewohner im Laufe der Jahre gestorben. Man gewöhnt sich nicht daran und stumpft nicht ab. Manche leben schon seit Jahren hier und werden es hoffentlich auch lange noch tun. Da hat sich seit der Einführung der Kombitherapien ja glücklicherweise einiges geändert.

Sie berichtet von den Veränderungen ihrer Arbeit. Früher ging es mehr um die Sterbebegleitung, heute steht die Begleitung in das oft andere und neue Leben der Bewohnerinnen und Bewohner im Vordergrund. Das heißt Menschen, die z.B. zum ersten Mal nach mehr als 20 oder 30 Jahren des Drogengebrauchs, im Lighthouse -ohne Beikonsum- nur mit dem Substitut leben, psychosozial und sozialtherapeutisch zu begleiten, zu unterstützen und zu fördern. Bedingt durch die längere Zeitdauer der Betreuung werden die Beziehungen auch zwangsläufig enger.

Sie mag die Menschen, die kleinen alltäglichen Erfolge, wenn sich Glück zum Beispiel durch unspektakuläre

Gastfreundlichkeit, eine Neckerei, einfach durch eine nette soziale Begegnung herstellen lässt. Während wir zwei Stunden auf dem Balkon sitzen und über unsere Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte der Aids-Hilfe Arbeit sprechen, schaut das halbe Haus mal kurz rein, bietet Trauben an, ein verloren geglaubtes Handy findet sich nach einem Testanruf in einer gerade abgegebenen Medikamententüte wieder. Es ist einfach nett und scheint ganz leicht. Britta wendet ein: „Das herzustellen ist im professionellen Sinn die für Außenstehende oft „unsichtbare“ pädagogische und sozialtherapeutische Arbeit. Hier prallen ganz unterschiedliche Menschen mit großen Schwierigkeiten aufeinander, so dass wir uns immer wieder klärend, vermittelnd und zuhörend einmischen müssen. Vieles funktioniert hier u.a. mit Humor. Wichtig ist dabei das gute Einvernehmen im Team, auch mit dem Pflegedienst, den Zivis und den PraktikantInnen.“ So misst sie ihre Erfolge und die des Teams dann auch daran, dass sich die Menschen hier wohl fühlen, die Stimmung stimmt. Auch die Bewohnerinnen und Bewohner haben durch ihr Interesse an einer gut funktionierenden Gemeinschaft einen großen Anteil am Erfolg der Arbeit im Lighthouse. Ein Gradmesser ist auch, dass sich der gesundheitliche Zustand der Bewohnerinnen und Bewohner stabilisiert, Psychiatrie- und sons-

tige Krankenhausaufenthalte deutlich zurückgehen. „Das hat nicht nur damit zu tun, dass die Medikamentenvergabe seriös geregelt wird, Pflege durch auswärtige Dienste kompetent erbracht wird, man mit einem Netzwerk von Ergotherapeuten und anderen zusammenarbeitet, sondern das hat damit zu tun, dass hier Menschen wertgeschätzt werden. Zu den ganz schönen Erlebnissen gehört, dass eine Bewohnerin -früher schwer krank- sich bereits kurz nach dem Einzug ins Lighthouse bedankte, indem sie mitteilte, dass sie sich sehr wohl fühlt und ein neues zu Hause



gefunden hat. „Das Leben und Arbeiten bei uns ist schon sehr breit gefächert. Und das macht es spannend. HIV ist da - neben den anderen unterschiedlichen psychischen und körperlichen Krankheitsbildern - nur ein Mosaikstein. Das stellt natürlich auch Anforderungen an die Gruppe, aber sie wächst daran. Unsere Warteliste ist lang. Wenn wir neu besetzen müssen spricht die Hausgemeinschaft ein gewichtiges Wort mit. Und deren Gespür für Menschen ist durch teils

jahrelange Szeneerfahrung ein ganz feines.“

Früher war Britta im Betreuten Wohnen und in der ambulanten Betreuung tätig. Das war noch zu den Zeiten, als ernsthaft Erkrankte ziemlich schnell starben. Und auch da machte sich das Fehlen einer Gemeinschaft schmerzlich bemerkbar. Manche Familien haben Schwierigkeiten einen partnerschaftlichen oder gar befreundeten Kontakt aufrecht zu erhalten. Sie erinnert an den Fall eines türkischen Mannes, der bei ihnen und einigen Menschen aus dem ethnomedizinischen

Zentrum seine einzigen Kontakte hatte. Für die Familie und frühere Freunde war er einfach nicht mehr existent. Kein Hodscha wollte den Toten waschen und die rituellen Gebete sprechen. Auch deutsche Eltern machten ihr nicht immer nur Freude. Wenn man sich überlegt, welchen Anteil sie an den Biografien ihrer Kinder hatten, dann ist die Arroganz und Gleichgültigkeit erschreckend. Aber im Lighthouse, in dem sie als Pädagogin arbeitet, können alle mit ihren Erlebnissen, Wünschen und Problemen zu ihr und zum Team kommen. Die Erzählungen der kleinen Tragödien im Haus erfolgt mit respektvollem warmen, manchmal auch ironischem Unterton. Sie ist ganz nah an den Menschen dran. Mit den Bewohnern teilt sie eine Leidenschaft, die für kreatives Arbeiten. Die Wände hängen voll von

Bildern, die im Haus gefertigt wurden. Im Lighthouse ist dies für den Besucher von außen die Banalität einer funktionierenden Wohngemeinschaft. Das heißt Freude, Kummer, biografische Katastrophen, Schabernack, gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsame Abschiede gewollte oder spontane Unternehmungen miteinander, Krach und Fürsorge, schlicht der ganz normal Alltag an einem Ort, wo man sagt, hier fühle ich mich wohl. Das ist kein Hospiz, hier geht es um das Leben, in dem das Sterben und die Krankheit nur Facetten sind. (ba)

Kurt Höll ist tot.

Am Samstag den 24. 06. 2006 hat Kurt Höll entschlossen sein Leben beendet.

Kurt lebte seit Ende der 1980er Jahre in Hannover. Er hat eine „typische“ Junkiekarriere gelebt, insofern es eine solche gibt. Geboren 1951 in einem kleinen Ort in Baden, eine problematische Kindheit und die Flucht in eine andere Welt durch den „Kick“; die Flucht in eine andere Szene nach Hannover. Zu dieser Zeit war die Drogenpolitik allgemein und auch in Niedersachsen noch sehr restriktiv. Über Safer Use und Safer Sex wurde zwar schon von der AIDS-Hilfe informiert, aber Sprizentauschmöglichkeiten waren rar. Kriminalisierung und Vertreibung gehörten zum Standard polizeilicher Maßnahmen. Zu dieser Zeit hat Kurt von seiner HIV-Infektion erfahren.

Statt aufzugeben, hat er begonnen zu kämpfen – für sich und für andere, gegen die Kriminalisierung und Diskriminierung von DrogengebraucherInnen und für einen menschenwürdigen Umgang mit HIV-Positiven. So engagierte er sich in Hannovers erster JES-Gruppe ehrenamtlich und war als offener HIV-positiver Drogengebraucher Interessenvertreter im Vorstand der Hannöverschen AIDS-Hilfe e.V. Kontinuierlich hat er seit 1992 am Gesprächsangebot für Substituierte der HAH teilgenommen. Das war nicht immer einfach, denn Kurt konnte sehr beharrlich seine Meinung vertreten, auch gegenüber Mitarbeitern oder Vorstand. In den letzten Jahren wurde Kurt ruhiger. Wichtiger als Aktivismus wurden Gespräche mit Freunden, die Reflexion über sein Leben und die Suche nach einem Sinn in seinem Leben. Die Nebenwirkungen der antiretroviralen Therapie nahmen zu, ebenso schwerwiegende und schwer behandelbare neurologische Erkrankungen. Nach über 20 Jahren Leben mit HIV, Aids und Hepatitis hatte Kurt das Gefühl, nicht mehr weiter zu können.

In Erinnerung werden uns seine manchmal unbequemen Fragen, vor allem aber sein sympathischer Karlsruher Dialekt und sein verschmitztes Augenzwinkern bleiben.

Günter Hosbach
Michael Steinbrecher

Leitbild der hessischen AIDS-Hilfen

Ein Arbeitskreis aller hessischen AIDS-Hilfen hat in einem längeren Diskussionsprozess den Entwurf für ein Leitbild erstellt. Es soll im Rahmen der nächsten Mitgliederversammlung des Landesverbandes abschliessend diskutiert und beschlossen werden. Wir stellen den Entwurf vor:

Einleitung

Wir, die AIDS-Hilfen in Hessen, stellen uns den vielfältigen Herausforderungen von HIV und Aids und machen uns stark für die Interessen von Menschen und Gruppen, die durch die Zuschreibung von Aids, durch die Konfrontation mit einer erhöhten HIV-Infektionsgefahr, oder durch die Folgen einer Infektion beeinträchtigt sind.

Die neun hessischen AIDS-Hilfen sind zusammengeschlossen im Landesverband, der ihre Interessen vertritt, der aktiv an der Qualitätssicherung der Arbeit mitwirkt und der Raum schafft für Solidarität und Ausgleich innerhalb des Verbandes. Die Leitbildentwicklung ist Ergebnis eines langjährigen Qualitätsprozesses, der mit der Fertigstellung des Leitbildes einen weiteren Schritt vorangeht.

Wer wir sind

Menschen, die als Schwule oder Drogengebrauchende mit der Zuschreibung von Aids gelebt haben, sowie solidarische Menschen aus den Hilfesystemen gründeten in verschiedenen hessischen Städten AIDS-Hilfen. Diese entstanden überwiegend in den 80er Jahren als Reaktion auf eine Politik, die Menschen mit HIV und Aids ausgrenzen wollte und Minderheiten diskriminierte.

Wir verstehen unsere soziale Arbeit daher immer auch als ein politisches Handeln und treten der Normierung und Ausgrenzung von Menschen und Gruppen aufgrund ihrer Infektion, ihres Drogengebrauchs, ihres Sexualverhaltens und/oder ihrer Herkunft und Hautfarbe entschieden entgegen.

Die regionalen AIDS-Hilfen arbeiten heute mit unterschiedlichen Schwerpunkten in den Bereichen Beratung, Betreuung und Prävention im Kontext von HIV und Aids sowie anderer sexuell und beim Drogenkonsum übertragbarer Infektionen. Selbsthilfe sowie die Mitarbeit selbst infizierter Menschen nehmen in dieser Arbeit einen hohen Stellenwert ein

Unsere Werte

Wir orientieren uns an den humanistischen Prinzipien der Toleranz, der Gewaltfreiheit und der Gewissensfreiheit. Wir sind der Tradition der Aufklärung verpflichtet und zielen in unserer Arbeit darauf ab, überholte Vorstellungen, Vorurteile und Ideologien abzubauen, um Akzeptanz für neu erlangtes Wissen zu schaffen. Wir gehen von der Gleichwertigkeit der Geschlechter und der kulturell bedingten Einflüsse aus. Selbstbestimmung in Bezug auf die Entfaltung persönli-

cher Potentiale, auch in den Lebensbereichen Gesundheit und Sexualität, wird von uns geachtet und gefördert. Ein solches Verständnis von Lebensweisenakzeptanz basiert immer auf der Einvernehmlichkeit aller Beteiligten und findet seine Grenze immer in der Selbstbestimmung der Anderen. Gesundheit ist für uns mehr als die Abwesenheit von Krankheit. Gesundheit verstehen wir als die selbstbestimmte Verfügung des Menschen über seine Lebensumstände. Dies zu realisieren ist der oder die Einzelne nicht isoliert imstande, sondern nur als Teil der Gemeinschaft.

Ziele

Die Vermeidung einer Infektion und das Leben mit HIV und Aids in dieser Gesellschaft müssen einfacher werden. Das setzt voraus, dass sich das Reden über Aids an den Lebenswirklichkeiten der davon Betroffenen orientiert und die Erkenntnisse der Sexual- und Suchtforschung kritisch reflektiert.

Unser Ziel ist, dass infizierte Menschen unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus in unserem Land sozial eingebunden und medizinisch versorgt leben können. Wir skandalisieren die Untätigkeit der internationalen Staatengemeinschaft angesichts der Situation in Hochprävalenzländern. Das Herunterspielen einer Infektion mit HIV ist ebenso verfehlt und schädlich wie die unangemessene Dramatisierung von Aids in Deutschland.

Der Erfolg unserer Arbeit bemisst sich nicht an der möglichst niedrigen

Zahl erhobener Neudiagnosen, sondern daran, dass möglichst viele gefährdete Menschen eine reelle Chance haben, ihre eigene Gesundheit zu erhalten und zu fördern. Das setzt umfassende Informationen und Zugang zu Schutzmöglichkeiten (z. B. Spritzbestecke und Kondome) für Alle voraus, egal ob in Freiheit oder in Haft. Gesundheitsvorsorge und –versorgung sowie Teilhabe an gesundheitsfördernden Ressourcen sind Menschenrechte und nicht abhängig von gesellschaftlich erwünschtem Verhalten.

Konzept

Da Menschen ihr Gesundheitspotential nur dann weitgehend entfalten können, wenn sie auf die Faktoren, die ihre Gesundheit beeinflussen, auch Einfluss nehmen können (Ottawa Charta 1986), arbeiten wir im Sinne der strukturellen Prävention. Darunter verstehen wir die Herstellung, Verbesserung und Aufrechterhaltung von Strukturen, die es dem Individuum ermöglichen, Risiken und Chancen hinsichtlich Infektion, Diagnostik und Medikation realistisch einzuschätzen und entsprechend seiner Persönlichkeit und Bedürfnisse in sein Handeln einzubeziehen. Strukturelle Prävention zielt auf eine Verknüpfung von Verhaltens- und Verhältnisprävention ab, weil die individuellen Verhaltensmöglichkeiten von Personen stets maßgeblich von ihren Lebensumständen geprägt sind.

Auf der Ebene der Primärprävention entwickeln wir Konzepte, mit denen wir Menschen befähigen, ihr Risiko einzuschätzen und selbstbewusst über ihr Handeln zu entscheiden. Im Bereich der Sekundärprävention unterstützen wir Maßnahmen, die der Gesundheitsförderung HIV-positiver Menschen dienen. Ziel der Tertiärprävention ist, die Lebensqualität von Menschen, die an Aids erkrankt sind, zu verbessern.

Hauptamtlichkeit, Ehrenamtlichkeit und Selbsthilfe bilden die drei Säulen unserer Arbeit. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass auf allen Ebenen des Engagements weitgehende Möglichkeiten der konzeptionellen Einflussnahme und der konkreten Mitarbeit vorhanden sind.

Unsere Hilfestellung gestalten wir niedrigschwellig und ergebnisoffen, so dass sie von den Betroffenen leicht und ohne Hemmungen in Anspruch genommen werden kann. Wir schüren keine Ängste, sondern stellen Risiken nach bestem Wissen und Gewissen dar.

Wir unterstützen und fördern aktiv die Selbstorganisation von Menschen mit HIV und Aids, indem wir Interessierte beraten, Infrastruktur zur Verfügung stellen und Möglichkeiten der Begegnung schaffen. Die körperliche und geistige Selbst- und Handlungskompetenz jener Menschen, die die AIDS-Hilfe nutzen wird jederzeit berücksichtigt und gefördert. Ein Handeln in Vertretung findet nur nach Absprache dann statt, wenn diese nicht oder nicht ausreichend durch ge-

eignete Unterstützung in die Lage versetzt werden können, selbst tätig zu werden und die eigenen Interessen selbst zu vertreten.

Datenschutz und Vertraulichkeit für haupt- und ehrenamtlich Tätige sind unverzichtbare Elemente unserer Arbeit.

Wir arbeiten auf der Grundlage gemeinsam entwickelter Arbeitsstandards sowie von Konzepten, die immer auch theoriegestützt sind und wissenschaftliche Erkenntnisse einbeziehen. Wir orientieren uns an Leitlinien, die wir in Qualitätszirkeln hessenweit entwickeln und fortschreiben. Die einzelnen AIDS-Hilfen fördern die Qualifizierung und Fortbildung von haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden. Regelmäßige Supervision und Teilnahme an Fortbildungen ist verpflichtender Bestandteil der Arbeit und die Bereitschaft dazu Voraussetzung für die Mitarbeit.

Die hessischen AIDS-Hilfen vernetzen ihre Arbeit im gesundheitspolitischen und gesellschaftspolitischen Bereich. Kooperationen mit anderen Trägern und Organisationen sowie die Einbindung in Gremien und Fachverbände gewährleisten, dass die Projektentwicklung sich jederzeit am aktuellen Stand der fachlichen Diskussion orientiert.

Unser Handeln

Die hessischen AIDS-Hilfen unterhalten Anlauf- und Beratungsstellen, bieten Räume der Begegnung

nung und initiieren Projekte. Wir arbeiten problem- und bedarfsorientiert mit unterschiedlichen Schwerpunkten in folgenden Bereichen:

Professionelle Beratung, Begleitung und Betreuung von Menschen mit HIV/Aids, sowie deren An- und Zugehörigen,

Aufklärungs-, Informations- und Präventionsarbeit,

Akzeptierende Drogenarbeit,

Akzeptierende Stricherarbeit,

Strafvollzug,

Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit,

Aids-spezifische Pflege.

Wir arbeiten vernetzt als Teil sozialer Bewegung und laden zu Teilhabe und Mitgestaltung ein. Selbstkritisch setzen wir uns mit Einwänden von innen und außen auseinander. Wir werben und streiten für unsere Überzeugungen und versuchen andere für sie zu gewinnen. Dies setzt für uns voraus, dass wir nicht isoliert, sondern nach Möglichkeit im Verbund mit KooperationspartnerInnen arbeiten.

Unsere Perspektiven

Auch wenn die Zahl der Frauen und Männer, die sich über heterosexuellen Geschlechtsverkehr infizieren, steigt, wird Aids in Deutschland auch in Zukunft überwiegend ein Problem an den Rand gedrängter Gruppen bleiben. Neben Männern, die Sex mit Männern haben, und intravenös Drogengebrauchenden sind zunehmend Menschen mit Migrationshintergrund in besonderem Maße von HIV und anderen Infektionen betroffen.

AIDS-Hilfe stellt sich immer neuen Fragen, die sich in Zusammenhang mit einem verantwortungsvollen individuellen und gemeinschaftlichen Umgang mit Aids ergeben und fördert den kritischen Dialog darüber. Wir streiten auch weiterhin parteilich mit den Schwachen um ihr Recht auf Teilhabe.

Am Offenbacher Redaktionstisch

Nachlese zum Mainuferfest. Der Strickkreis um Frau Gasch vom Wollfädchen hat mal wieder emsig für uns gebastelt, vom Häkeldeckchen über Topflappen bis zu Babysöckchen. Verblüffendste Erkenntnis: Gestrickte Klopapierrollenmützen, haben immer noch ihre begeisterten Fans und sind verkäuflich.

Zum CSD in Frankfurt reiste Rainer Schilling von der Deutschen Aids-Hilfe an und freute sich über den Stand der Hessischen Aids-Hilfen und unsere neue Postkarten Serie, nach der neben Offenbach auch Kassel, Gießen, Marburg, Fulda, Darmstadt, Hanau, Wiesbaden und Frankfurt, geil sein sollen. Die Auswahl der sonstigen Informationsmaterialien muss beim nächsten Mal etwas besser abgestimmt werden und auch das Verständnis dafür, dass die jeweilige Standbesetzung eine gesamthessische Angelegenheit ist. Aber es war ein schöner Start für zukünftige gemeinsame Aktionen. (ba)



© "Marlene"

Kommunikation ist ihre Berufung

Marlene – Eine Sex - Arbeiterin erzählt ...

Kommunikation ist ihre Berufung. Von der Zukunftsplanung und Projektentwicklung in einem großen Unternehmen dieser Branche hat sie allerdings zur direkten Begegnung mit dem Gegenüber in einem ein-Frau-Betrieb gewechselt. Marlene, 35, groß, schlank, blond ist Escort geworden. Das beinhaltet zwar auch, Hure zu sein, ist aber mehr. Die schnelle Nummer ist nicht ihre Sache. Sie möchte den Menschen begegnen. Und das braucht Zeit. Deswegen kann man sie nicht nur für ein oder zwei Stunden buchen sondern auch für ganze Tage oder länger. Billig ist das zwar nicht, aber gute Dienstleistung hat halt ihren Preis. Der ist nicht verhandelbar. Wenn jemand mit ihr

feilschen will, bricht sie das Gespräch ab. Die Rahmenbedingungen legt sie schon im ersten Telefon-Gespräch fest. Wenn ihr Diensthandy klingelt, meldet sie sich mit leicht erhöhter mädchenhafter Stimme, die erst im Laufe des Gespräches wieder ihren herben Unterton findet. „Wenn ich den Männern zu dominant komme, laufen sie gleich weg. Natürlich bestimme ich die Regeln und das Spielfeld. Mein Körper ist mein Kapital. Das will ich nicht gefährden.“ Deswegen kommt Verkehr außerhalb ihrer Beziehung nur Safe in Frage und eine Impfung gegen Hepatitis A und B ist eine Selbstverständlichkeit. „Einmal hat ein

Kunde versucht, während des Verkehrs das Kondom zu entfernen. Da habe ich dann sofort abgebrochen, mich angezogen und bin gegangen. Er wusste schon, was er falsch gemacht hat und musste das einfach akzeptieren.“ Sie geht fair mit ihren Kunden um und erwartet das umgekehrt genauso. „Ich bin teuer. Manche Männer müssen sparen, um sich das leisten zu können. Ich habe ja auch Kunden, denen es nicht so gut geht, Rollstuhlfahrer, geschiedene Männer, denen nach den fälligen Unterhaltszahlungen nicht allzu viel verbleibt. Viele meiner Kunden sind vom Leben nicht so verwöhnt. Sei es das Aussehen, seien es körperliche Einschränkungen.“ Und da ist es wichtig, dass sie korrekt behandelt werden. Häufig geht es doch gar nicht in erster Linie um wirkliche sexuelle Bedürfnisse. Die Männer suchen Zuneigung, Wärme und Bestätigung. Dafür zu zahlen, ist in unserer Gesellschaft für Männer nicht etabliert. Sex zu kaufen, das ist ok, aber Wärme, Zärtlichkeit, das widerspricht den Gepflogenheiten.“ Viele Männer haben auch Hemmungen über ihre Bedürfnisse zu sprechen. Genau, wie sie bei ihren Hausbesuchen vorher gelegentlich eine leichte Unsicherheit hat, was sie erwartet. Da ist es dann ganz beruhigend, das auch beim Gegenüber zu spüren. Das ist doch eine Basis, sich respektvoll zu begegnen, wie immer dann die sexuelle Inszenierung auch aussehen mag. Sie bietet sich als devot an, ein bisschen mädchenhaft. Ihre Kunden mögen das. Es

stabilisiert deren Selbstwertgefühl. Sie verschafft die Illusion, der Mann gegenüber sei nicht nur einzigartig sondern auch ein guter Liebhaber. Da gehört dann auch manch ein vorgetäuschter Orgasmus dazu, manchmal auch mehrere. „Ich wundere mich, dass sie mir das abnehmen. Von Frauen können sie nicht allzu viel verstehen. Aber gelegentlich macht es auch richtig Spaß. Ich genieße es, begehrt zu werden. Das bestätigt mich, trägt zu meiner Lebenszufriedenheit bei. Und manchmal ist der Sex auch richtig geil. Das mag ich. Mein Beruf ermöglicht es mir, auch meine dunklen Seiten auszuleben, mich auszuprobieren. Das ist im Rahmen vertrauter sozialer Beziehungen ja schwieriger.“ Die Sehnsucht nach dem schwarzen Ritter, der in unbekannte Gefilde entführt, ist ja gerade an die Fremdheit gebunden. Der andere soll einen lesen können, ohne dass man sich lange erklärt. Und gelegentlich funktioniert das. Wie es auch bei einzelnen geht, zu sagen, „Mir ist heut eher nach Kuschn zumut“, weil auch sie das Bedürfnis nach Nähe und Zärtlichkeit hat. Das setzt eine gewisse Vertrautheit voraus, also schon längere Geschäftsbeziehungen. Den Ausdruck Stammfreier mag sie nicht. Der drückt Besitzstand aus. Man kann aber einen anderen Menschen nicht besitzen. Er hat die Freiheit mich zu buchen oder aber auch nicht. „Das mag unprofessionell klingen, aber ich mag

die kalte Abzocke nicht. Das ist nicht mein Ding. Deswegen habe ich auch nach drei Monaten einen Club wieder dicht gemacht. Da war ich mehr mit Organisation beschäftigt als damit, mit Männern zu kommunizieren. Dann kommen die Zwänge dazu, regelmäßige Umsätze machen zu müssen. Und dann war ich natürlich auch der seelische Mülleimer für die Frauen, die bei mir arbeiteten. Ich habe meine frühere gut bezahlte Stelle aufgegeben, weil ich frei sein wollte und geriet wieder in die selben Zwänge.“

Die Frauen, die im Halbstundentakt oder in noch kürzeren Zeiten die Männer bedienen müssen, haben ihr Mitgefühl. Sie ist froh, dass sie schon dreißig war, als sie ihren heutigen Beruf ergriff. Selbst gewählt und nicht aus der Not geboren. Die jungen Frauen, die oft auch noch ohne soziale Bezüge außerhalb

des Bordells leben, häufig mit miserablen Sprachkenntnissen, haben diese Freiheit nicht. Unwürdige Arbeitsbedingungen und soziale Isolierung sind für viele Frauen kaum ohne Drogen zu ertragen.

Ihr ist die Unabhängigkeit wichtig und – immer wieder taucht das im Gespräch auf – der Respekt. Das

fängt bei der Begrüßung am Telefon an, wo sie bei allem szenetypischen Umgang mindestens Höflichkeit erwartet, geht über so einfache Dinge wie Hygiene und endet beim strikten Einhalten abgesprochener Grenzen. „Ich wundere mich immer, wenn Männer mich fragen, ob ich gegen einen höheren Preis bereit wäre, mit ihnen ohne Kondom zu arbeiten. Ja glauben die denn ernsthaft, sie wären dann der einzige, der solche Bedingungen erhält? Was

meinen die denn, was sie bei von Ihnen ausgeführtem Oralverkehr dann in der Möse erwartet?“ Eine strikte Haltung ist auch eine Frage des Respektes gegenüber den Kunden. Und da sind natürlich auch manche Ehemänner dabei. Auch wenn die angetrauten Frauen es

vielleicht ganz erleichternd finden, dass manches sexuelle Gelüst nicht von ihnen befriedigt werden muss, wünschen sie sicher nicht, dass ihre Ehemänner Krankheiten in das gemeinsame Bett einschleppen. Hier ist nicht nur die Aufklärung und Stärkung der Dienstleisterinnen von Nöten sondern auch, dass sich die



Gesellschaft damit beschäftigt, dass mindestens ein Drittel der erwachsenen Männer Freier sind und diese eine Verantwortung zu tragen haben. Sowohl den Huren als auch den Familien als auch sich selbst gegenüber. Die Verlogenheit der Gesellschaft, der schöne falsche Schein ungebrochener Lebensläufe irritiert sie. „Wahrscheinlich gehört ja für viele zur Sexualität die Grenzüberschreitung dazu. Das mag das Verbotene, das Verschwiegene oder auch das Schmutzige sein. Aber das Ausmaß der Prostitution, das ich erst völlig überrascht erfahren habe, als ich selbst dazu gehörte, findet sich in der gesellschaftlichen Debatte nicht wieder.“ Da muss man gar nicht den Thailand-Touristen bemühen, da reicht ein Ausflug in die nächste Stadt, um das zu sehen.

Wenn sie aus ihrem kleinen Städtchen im Schweizer Thurgau in ihr altes Frankfurt zurückkommt, ist sie allerdings nicht im Rotlichtviertel anzutreffen, sondern eher auf der Bühne des Kellertheaters mit Kleinkunstbeiträgen zu den mathematischen Gesetzen der Liebe. Dort ist auch schon vor Jahren der Kontakt zum Redakteur der posT entstanden.

Auf die Frage, wie sich durch ihr Gewerbe das Verhältnis zu Männern verändert hat, sagt sie nur, „ich sehe sie heute realistischer, aber ich mag sie immer noch.“ (ba)

Homepage: www.escort-marlene.de

Die zauberhaften Männer aus dem Morgenland

Interview mit Dr. Michael Bochow

Der Berliner Sozialwissenschaftler Dr. Michael Bochow begleitet die schwule Szene solidarisch forschend seit Beginn des Aids-Geschehens. Die posT sprach mit Michael Bochow über interkulturelle Annäherungen.

Michael, einer Deiner wesentlichen Arbeitsschwerpunkte ist die Migrationsforschung. Du lebst in der größten türkischen Stadt außerhalb der Türkei. Ich weiß, daß du es als Bereicherung empfindest, interkulturelle Freundschaften gleich vor der Haustür pflegen zu können. Hast du Empfehlungen für den posT-Leser, dessen Sehnsüchte auf die zauberhaften Männer aus dem Morgenland gerichtet sind?

Das Multikulturelle ist ja voller Tretminen. Das hat natürlich ganz konkrete Ausgrenzungserfahrungen als Hintergrund, die insbesondere Türken und Araber im deutschen Alltag machen. Jugoslawen oder Polen, also die Gruppen, die hier als westeuropäisch angesehen werden, haben es da leichter. Im Übrigen ist es falsch anzunehmen, die Türken oder Araber seien eine homogene Gruppe.

Das Deutsche reicht ja auch von Dolly Buster bis Papst Benedikt

XVI, von der einsamen Almhütte bis zum Berliner Nollendorfplatz.

Genauso bunt sind die Menschen mit Migrationshintergrund. Das zeigt sich schon daran, dass manchmal in interkulturellen Projekten die Konfliktlinien nicht zwischen Deutschen und dem Rest sondern zwischen Deutschen Türken und Jugoslawen einerseits und andererseits verliefen. Es ist ein Feld voller Tretminen.

Du hast ja vielfältige private Kontakte und Einblicke auch in die türkische Community. Was würdest Du einem deutschen schwulen Mann sagen, der den Fortbestand seiner Beziehung zu einem Türken davon abhängig macht, dass dieser sich gegenüber seiner Familie outet?

Ich würde ihm sagen: Deine interkulturelle Kompetenz ist wenig ausgeprägt, ich empfehle Dir Beziehungen nur noch mit Amerikanern, Deutschen, Franzosen und Spaniern einzugehen. Dem würde ich sagen: Lass es sein! Lass die Finger davon!

Ich habe die Phantasie, dass für junge Migranten die Frage, ob sie mit ihren Eltern über ihre sexuellen Vorlieben sprechen, keinesfalls das vordringlichste Problem ist, das sie zu bewältigen haben.

Für viele Türken ist es viel schwieriger mit der Familie zu brechen als für Deutsche, wenn diese so wenig akzeptierend oder tolerierend sind. Egal in welchem Land: Für Migranten ist die Familie immer eine besondere soziale Ressource, neudeutsch: "soci-

al support". Die verzauberten Männer aus dem Morgenlande haben das Problem, dass in ihren Herkunftsfamilien Homosexualität ganz stark gleichgesetzt wird mit „Schwule Männer sind keine richtigen Männer“, sie verfehlen also sozusagen den Sinn der Schöpfung. Ein Mann soll männlich sein. Schwule Männer sind wie Frauen. Das wird ganz stark abgelehnt. Deshalb ist es für Türken, Araber oder Iraner mit konservativem Familienhintergrund schwierig. Es gibt zwar nicht nur konservative Familien, es gibt vergleichsweise liberale Familien. Die Mehrheit ist aber schon stark ablehnend. Es ist da besonders schwierig, einen konfrontativen Kurs zu fahren, weil sie nicht das Verhältnis, die Beziehung zu ihrer Familie aufs Spiel setzen wollen.

Deutsche schwule Männer haben da immer noch die Aussicht auf einen homosexuellen und heterosexuellen Freundeskreis, der sie auffängt.

Natürlich gibt es auch türkische Männer, die sagen „Mit meiner Familie will ich nichts mehr zu tun haben“. Genau wie es auch heterosexuelle türkische oder arabische Frauen gibt, die sagen: Nein, dieses Patriarchat mache ich nicht mehr mit, ich breche. Leuten, die so etwas tun wollen, die soll und die muss man mit Hilfe begleiten. Es ist ihre Entscheidung, ob sie das machen wollen und ich finde, wir haben da nicht reinzureden.

Für viele ist jedoch das Bindeglied zur Familie eine ganz wichtige soziale Ressource. Wir Deutschen, die mit ihnen in Kontakt kommen, in Beratung, in Gesprächen in Alltagsplaudereien, sollten das nicht aufs Spiel setzen.

Wie sind die Reaktionen auf wohlmeinende Empfehlungen, die sich nur an den eigenen Möglichkeiten orientieren?

Also: Du hörst immer wieder von Türken, mit denen du dich unterhältst: diese blöden Deutschen, die verstehen uns einfach nicht. Sie geben uns Empfehlungen, die ein Deutscher mit deutschem kulturellem Hintergrund machen kann, aber das ist bei uns gar nicht lebbar; z. B.: zieh doch bei deinen Eltern aus. Es ist ja nicht nur so, dass türkische Mädchen erst ausziehen dürfen, wenn sie heiraten – jetzt wieder ganz pauschal argumentiert – es gilt auch für türkische Männer, die ihre Familie blamieren, wenn sie ausziehen, bevor sie geheiratet haben. Da gibt es Schichtunterschiede. Aber in den unteren Schichten der Türken diskreditiert der Sohn die Familie, wenn er auszieht, bevor er verheiratet ist. Sowas wissen die Deutschen gar nicht. Wenn so ein junger homosexueller Türke nicht nur Probleme mit dem Zurechtfinden in der Subkultur hat und mit seinen türkischen Freunden sondern natürlich auch mit der Familie, sagen die deutschen Schwulen: Ja zieh doch einfach aus. Das geht gar nicht. Das sind dann sehr individuelle Wege, die sie finden müssen.

Welche Rolle spielt dabei die islamische Religion?

Gläubig, im strikteren muslimischen Sinne, sind viele dieser Migranten überhaupt nicht, sie halten nicht die Fastenregeln ein, sie beten nicht fünfmal am Tag gen Mekka usw. usf. Sie werden jedoch dauernd mit der Zuschreibung konfrontiert, sie seien Muslime. Als Gedankenexperiment sei die Unterstellung vorgenommen, alle Deutschen würden unter den Verdacht gestellt, gläubige Christen zu sein. Ein solches Ansinnen wirkt im heidnischen Berlin besonders lächerlich. Analog wird mit Migranten aus muslimischen Ländern jedoch dauernd verfahren. Für türkeistämmige Migranten kommt hinzu, dass eine Reihe von ihnen sich mit ihrem Herkunftsland (oder jenem ihrer Eltern) positiv identifizieren. In der Türkei ist das republikanische Staatsideal mit der Trennung von Religion und Staat viel bedeutsamer als der Islam. Manches ist auch eher kulturell als religiös bedingt, wie die oft zu findende Abneigung gegen Schweinefleisch. Das hindert aber unsere jungen Türken nicht daran, Bouletten oder Currywurst zu essen, wobei man natürlich sagen kann, dass sich dabei der Fleischanteil in Grenzen hält.

In den schwulen Kontaktanzeigen deutschsprachiger Magazine werden immer wieder orientalische Sexualpartner gesucht. Da gibt man sich weltoffen, vorurteilsfrei, schließt aber sei-

nesgleichen aus. Mit anderen Worten, sie suchen einen Kerl, der sie ordentlich durchknallt.

Viele Deutsche fahren ja auf bestimmte Formen von türkischer Männlichkeit ab, auf ihr Aussehen, dunkle Augen, dunkle Haare, viele



Haare. Aber Türken, also türkische Schwule, die anderen werden ja anders wahrgenommen, beklagen sich darüber, dass sie nur als exotischer Happen für die Deutschen dienen und dann werden sie zurück in den Wedding geschickt und kriegen damit gesagt: Für Sex bist Du ja gut, aber ansonsten ist mir völlig egal, was Du machst, wie Du lebst. Das kann für die sehr kränkend sein. Aber die Sache ist wirklich vertrackt. Ich will da nicht nur auf die Deutschen mit ihrem unsäglichen Verhalten draufschlagen. Es gibt ja nun auch mal türkische

Männer, vor allem wenn sie sich nicht als schwul verstehen, die gerne mal einen deutschen Arsch durchknallen. Das sind ja nun große Machos vor dem Herrn. Auf solche Männer haben deutsche Schwule ja auch Reaktionsmuster entwickelt. Für 'nen Sex ist er ja gut, aber mehr nicht, ich will nicht ständig so einen Macho um mich rum haben. Es sind nicht nur die Deutschen, die da exotische Leckereien vernaschen wollen, sondern es gibt auch türkische chauvinistische Verhaltensweisen, wo die deutsche Homolette dann etwas pikiert reagiert und dann sagt, allenfalls in Maßen oder gar nicht.

Welche Empfehlungen hast Du?

Es ist soziologisch gesehen eine Banalität, wird jedoch gerne vernachlässigt: weder Muslime, noch Türken, noch Araber sind eine homogene Masse. Sie sind genauso charakterisiert – wie z.B. Deutsche oder Franzosen – durch starke Unterschiede, je nachdem, ob sie aus der Stadt oder vom Land kommen, ob sie ein hohes oder niedriges Bildungsniveau haben, ob sie religiös oder weltlich orientiert sind usw. usf. Also kurz, löst Euch von den Vorurteilen und kommt ins Gespräch, fragt nach und hütet Euch davor, die eigene Lebenswirklichkeit für die einzig mögliche zu halten.

Michael, Danke für das Gespräch.

Erstveröffentlicht in: ADAM, Mai / Juni 2006 (ba)

Die Welt war zu Gast bei Freunden

Jetzt sind Kondome bei Freunden in der Welt

von Jacqueline Moschkau

Schon Monate vor dem Anstoß zur Fußballweltmeisterschaft hingen bunte Fähnchen in den Schaufenstern; Fußbälle aus Leder, aus Schokolade, aus Seife wurden verkauft; Schweißbänder und Gesichtsmalfarben waren der Hit. Doch eines fehlte – ein WM-Kondom! Die FiFa hatte es im Gegensatz zu Frankreich zur letzten WM nicht geschafft, ein offizielles WM-Gummi auf dem Markt zu bringen. Warum denn auch ein Kondom zur WM? Da Sex auch bei One-Night-Stands gefährlich sein kann, haben wir versucht, die Lücke zu füllen, nämlich die H.A.H., die Niedersächsische AIDS-Hilfe, die AIDS- & STD-Beratung der Region Hannover, die Lazaruslegion, Pro Familia und die Beratungsstelle für Prostituierte Phoenix. Haupt- und Ehrenamtliche dieser Organisationen sind zusammengekommen, meist mehrere Stunden, bevor Spiele oder deren Live-Übertragungen auf der Fanmeile stattfanden, und haben über Torchancen diskutiert, sich zu vergangenen Aktionen ausgetauscht, auf Fußball und andere Kulturen eingestimmt. Vor allem aber haben sie sich umgezogen, uniformiert. Wer in der Zeit vom 9.6.-9.7. ein orange-grünes Kollektiv, begleitet von zwei übergroßen Kondomen gesehen hat, kann sich sicher sein – das war das freiersein-Team!

Fair Play – damit's kein Eigenton wird, unter diesem Motto haben hat das freiersein-Team Postkarten, Infos und Kondome verteilt. Alles kosten-

los, aber nicht umsonst! Wie nachhaltig die Aufklärungs- und Präventionsarbeit war, wird sich zeigen. Auf jeden Fall haben wir schon großes erreicht, indem wir Spanier, Engländer, Mexikaner, Polen, Angolaner, Koreaner, Italiener, Ghanaer und viele mehr angesprochen und ihnen die Wichtigkeit von sowohl safem als auf fairem Sex vor Augen geführt haben. Natürlich musste das Team mit positiven wie auch negativen Reaktionen umgehen können, aber das ist verständlich. Angefangen bei Kleinkindern, die erst irritiert, dann verschreckt und letztendlich völlig panisch und weinend vor den Riesenkondomen wegrannten (klar, immerhin hätten diese Dinger für ihre Nichtexistenz verantwortlich sein können), bis hin zu peinlich berührtem oder auch ignorantem Wegschauen waren alle Reaktionen dabei. Und natürlich auch die ganz andere Seite: fröhliches Johlen und freundschaftliches Händeschütteln mit den Riesenkondomen, Fotosessions und die immer wiederkehrende Nachfrage nach mehr Gummis, verbunden mit einem Augenzwinkern und „Mann bräuchte sie ja!“ Immerhin wollen die HAH und Phoenix Liebe, Lust und Leidenschaft nicht aufhalten, sondern ihren Wert als respektvolle und gesundheitsbewusste sexuelle Kontakte steigern – und das best möglich international! Wir hoffen, dass auch unsere Freunde aus aller Welt ohne Eigenton durch die WM gekommen sind.



IGNORIEREN MACHT KRANK.

NIEMAND IST EGAL.

Schwules Leben ist vielfältig – HIV-Positive gehören dazu. Interesse und Respekt machen die Szene zu einem Ort, an dem man sich akzeptiert und aufgehoben fühlt.

www.aidshilfe.de



Deutsche
AIDS-Hilfe e.V.